

# NEUES ARCHIV

für die  
Geschichte der Diözese Linz

1. Jahrgang

Linz 1981/82

Heft 2

## INHALT

Rudolf Zinnhobler – Johannes Ebner IM ZEICHEN ST. SEVERINS. Planungen für das Jubiläumsjahr 1982	57
Hermenegild Hintringer OFM Cap. DER OBERÖSTERREICHISCHE CHINAMMISSIONAR UND MARTYRER P. THEOPHIL RUDERSTALLER (+ 1946)	62
Johannes Ebner DIE VISITATION DER PFARRE LORCH IM JAHRE 1544	76
Antonie Albinger (Hg.) DIE BRIEFE DES LINZER BISCHOFES JOSEPH ANTON GALL (+ 1807) AN SEINEN BRUDER JOHANN BAPTIST GALL (+ 1821), 1. Teil	86
Hermann Zschokke + DIE BESTELLUNG DES JOSEPH ANTON GALL ZUM DOMSCHOLASTER VON ST. STEPHAN IN WIEN	102
Johannes Ebner (Hg.) EIN BRIEF JOSEF HORMAYRS AN BENEDIKT PILLWEIN	104
Harry Slapnicka KATHOLISCHE KIRCHE UND INTERNIERTEN-SEELSORGE IM ERSTEN WELTKRIEG. Ein Beitrag zur Geschichte der Internierungs- station Katzenau	108
Rezensionen	111
Abkürzungsverzeichnis	117
Register zum 1. Jahrgang	118
Inhaltsverzeichnis des 1. Jahrgangs	126

## DER OBERÖSTERREICHISCHE CHINAMMISSIONAR UND MARTYRER P. THEOPHIL RUDERSTALLER (+ 1946)

Von Hermenegild Hintringer OFMCap.

*Der am 5. 5. 1905 geborene Kapuzinerpater Dr. Hermenegild Hintringer, der Verfasser dieses Aufsatzes, stammt aus Losenstein (O. Ö.) und ist Mitglied der Nordtiroler Provinz seines Ordens. Nach dem Abschluß der theologischen Studien mit dem theologischen Doktorgrad an der Päpstlichen Universität Gregoriana in Rom, war er von 1929 bis 1934 Lektor der Dogmatik an der Philosophisch-Theologischen Hauslehranstalt der Kapuziner in Innsbruck. 1934 kam er in die Mission von Kiamusze (Nordost-Mandschurei), als deren erster Apostolischer Präfekt er 1940 bestellt wurde. 1946 durch das Kommunistische Regime aus der Mission vertrieben und in Harbin konfiniert, leistete er dort sieben Jahre lang infolge Berufsverbots als Missionar Hilfsdienste in der Apotheke des katholischen Krankenhauses, wobei er sich bemühte, im Geheimen die zu ihm kommenden Christen seelsorgerisch zu betreuen. Im Spätherbst 1953 durch ein Volksgericht verurteilt und des Landes verwiesen, lehrte er nach der Heimkehr 1954–1960 an obgenannter Lehranstalt Moraltheologie. 1960–1963 wirkte er als Missionar in der Diözese Ambanja auf Madagaskar, ab 1963 war er Teilnehmer am II. Vatikanischen Konzil, jahrelang (1968–1980) war er Krankenhausseelsorger in Innsbruck. Er lebt jetzt im Kapuzinerkloster in Innsbruck, dessen Vikar er ist.*

*Vom Annuario Pontificio (1980, Seite 908) wird er immer noch als Apostolischer Präfekt von Kiamusze geführt.*

*Die Redaktion*

Es war in Fu-dsin in der Nordost-Mandschurei, in den Abendstunden des 10. Juni 1946. Der Stationsleiter P. Theophil Ruderstaller OFMCap. (1) hatte sich mit seinem Kaplan P. Antonin Schröcksnadel (2) und seinen Gläubigen in der neuen Kirche zusammengefunden, um die übliche Herz-Jesu-Andacht zu halten. Während dieser abendlichen Feier drangen einige kommunistische Agenten in die Mission und verlangten – angeblich auf Befehl der Regierung – die ausländischen Missionare zu einer dringenden Besprechung. Die Missionare verließen also die Kirche und begaben sich in die Kanzlei. Dort wurde gegen sie die Anklage erhoben, sie hätten Waffen auf der Mission versteckt. Der Stationsleiter protestierte energisch gegen diese Anklage, mußte aber eine Hausdurchsuchung vornehmen lassen. Natürlich verlief diese ergebnislos, die Missionare hatten ja nie mit Waffen zu tun gehabt. Als man wieder in die Kanzlei zurückgekommen war, wurden den beiden Missionaren mit ihrem Ordensgürtel die Hände auf den Rücken gebunden, dann mußten sie sich niederknien, und noch ehe sie sich Gedanken über ihre Lage machen konnten, begann eine wilde Schießerei. Beide Missionare brachen tödlich getroffen zusammen. Der Stationsleiter P. Theophil war sofort tot, sein Kaplan P. Antonin erlag nach zwei qualvollen Stunden seinen Wunden, nachdem ihm noch von den herbeigeeilten Gläubigen die hl. Kommunion gereicht worden war. So war diese einst blühende Station innerhalb weniger Minuten seiner Missionare beraubt. Seit jener Stunde hat kein Priester diese Station je wieder betreten.

In normalen Zeiten hätte der gewaltsame Tod zweier junger, hoffnungsvoller Missionare eine Flut von Nachrufen und Würdigungen ihres Lebens und Wirkens ausgelöst. Nichts von all dem findet sich in den Archiven. Das ist auf den ersten Blick befremdend, ist aber bei näherem Zusehen verständlich. Jene Zeiten waren ja wirklich alles eher als normal. Die Heimat hatte vollauf zu tun, um aus den Ruinen des Zweiten Weltkrieges neues Leben erstehen zu lassen.

Für die Mission andererseits war dieses blutige Ereignis der Auftakt zur Auseinandersetzung mit dem chinesischen Kommunismus, die bekanntlich in der Liquidierung der chinesischen Missionen ihren – wie wir hoffen nur vorläufigen – Abschluß fand. Hüben und drüben hatte man einfach nicht die Zeit und Muße, sich mit der Vergangenheit abzugeben, weil die Gegenwart unerhört harte Forderungen stellte, die bewältigt werden mußten. Und so wurde dieses schreckliche Ereignis wohl mit Bedauern zur Kenntnis genommen, aber dabei blieb es.

Die folgenden Zeilen sind dem Gedächtnis des Stationsleiters von Fu-dsin gewidmet, dem unvergeßlichen P. Theophil Ruderstaller. Alle, die ihn kannten und die jahrelang mit ihm zusammenarbeiteten, sind sich in dem Urteil einig, daß er in seiner Art ein gottbegnadeter Missionar gewesen ist. Sein Beispiel verdient es, festgehalten und zur Nachahmung vorgelegt zu werden.

Freilich, in der Rekonstruktion seiner geistigen Physiognomie tut man sich einigermaßen schwer. Man muß dabei auf manche kleine Züge und Anekdoten verzichten, die ein Charakterbild erst lebendig und plastisch gestalten. Die schriftlichen Unterlagen dafür wurden im Wirbelwind der Ereignisse, wie so vieles andere, hinweggefegt, die persönlichen Erinnerungen der überlebenden Missionare aber wurden vielfach überdeckt oder ganz ausgelöscht durch die unsagbar schweren Opfer, die ihnen die chinesische Kirchenverfolgung einbrachte. Man kann das bedauern, aber ändern kann man es nicht. Übrigens liegt auch etwas Gutes an diesem Umstand. Der zeitliche Abstand von den Ereignissen hat uns auch die nötige geistige Distanz gegeben. Man ist nicht mehr so versucht, im Überschwang der Gefühle und Bewunderung den Helden einseitig zu verherrlichen und auf diese Weise sein Bild zu verzeichnen. Man ist eher imstande, ein objektiv sachliches, der Wahrheit entsprechendes Urteil zu fällen.

## Geschichtliches

Die geschichtlichen Daten, die P. Theophils Leben wie Meilensteine markieren, sind bald aneinander gereiht. Er wurde am 28. September 1906 in eine kinderreiche, brave Arbeiterfamilie hineingeboren, in Ostermiething in Oberösterreich, ganz in der Nähe der bayerischen Landesgrenze. Tags darauf wurde der Kleine in der Pfarrkirche auf den Namen Michael getauft. Als „Michl“ ist er seinen älteren Landsleuten heute noch in Erinnerung. Hat der kleine Michl auf manches in seinem Elternhaus verzichten müssen, eines wurde ihm in reichem Ausmaß zuteil: der liebe Gott schenkte ihm brave, fromme Eltern, denen das religiöse Leben wirklich ein Herzensanliegen war. P. Theophil betrachtete das immer als eine seiner großen Lebensgnaden. Zeit seines Lebens wurde er nicht müde, Gott dafür zu danken.

Bald offenbarte sich in dem kleinen, ungemein lebendigen Michl die Neigung zum Priestertum. Mit Freuden griffen Eltern und Pfarrer diesen Wunsch auf und taten alles, um zur Verwirklichung beizutragen. Die Familie hatte das Notwendige, aber Überfluß war keiner da. Nur ein opferwilliges Zusammenstehen und Zusammenhelfen aller ermöglichte ihm das Gymnasialstudium im bischöflichen Knabenseminar in Linz.

Im Laufe der Studienjahre nahmen seine Aspirationen immer konkretere Formen an. Er wollte nicht nur Priester werden, sondern Ordenspriester und Missionar. Es drängte ihn also ins Kloster, und so bat er bei den Nordtiroler Kapuzinern, die bis zum Ersten Weltkrieg in Indien eine blühende Mission betreut hatten, um Aufnahme in den Orden, die ihm auch gewährt wurde. Im Dezember 1923 vertauschte er sein weltliches Kleid mit der Kapuzinerkutte. Er hat es bis zu seinem Tode nicht bereut. Aus dem „Michl“ war der „Theophil“ geworden.

Die langen Studienjahre waren ausgefüllt mit vielen Mühen und Nöten, wie sie jeder Student kennt. Aber schließlich winkte doch das ersehnte Ziel. Er war überwältigt, als man ihm mitteilte, daß er trotz Mangels an vorgeschriebenen Studiensemestern mit seinen Mitschülern zur

Weihe zugelassen werde. Bei der Nachricht von der eingetroffenen Dispens habe es ihm, so berichten Augenzeugen, die Stimme verschlagen und er sei vor Freude in Tränen ausgebrochen. So etwas war man beim nüchternen Theophil einfach nicht gewohnt, und es wurde daher auch besonders vermerkt. Mit tiefer Ergriffenheit und mit großer Dankbarkeit feierte er am 2. Juli 1931 in der Heimatkirche Ostermiething seine Primiz.

Nach Abschluß seiner Studien wurde er zunächst in der heimatlichen Seelsorge eingesetzt, wo er die in ihn gesetzten Hoffnungen durchaus erfüllte. Aber sein Sehnen ging nach der Mission. In ungeahnter Weise sollte dieser Herzenswunsch früher erfüllt werden, als er zu hoffen gewagt hatte. Die bayerischen Kapuziner hatten in Riga Missionsarbeit übernommen und baten um Hilfe. Ihnen wurde P. Theophil aushilfsweise beigestellt. Bald darauf jedoch wurde den Nordtiroler Kapuzinern die Mission von Kiamusze in der Mandschurei anvertraut. Und so kam es, daß P. Theophil schon nach wenigen Monaten aus Riga abberufen und für die eigene Mission bereit gestellt wurde. Seine amtliche Aussendung erfolgte im Dezember 1933, aber bis zum vollen Einsatz sollten noch manche mühevollen Lernjahre vergehen.

Für die Beurteilung des P. Theophil als Missionar dürften einige Bemerkungen über die äußeren Verhältnisse des Landes, in dem er arbeiten sollte, nicht unangebracht sein, haben sie doch weitgehend sein Wirken mitbestimmt.

Zur Zeit der Übernahme der Mission war das Land noch in voller Gärung und Neugestaltung begriffen. Denn erst ein Jahr vorher (1932) war dieses ausgedehnte, fruchtbare und an Bodenschätzen reiche Land von China abgetrennt und als selbständiges Kaiserreich errichtet worden. An die Spitze dieses neuen Staates hatte man als Kaiser einen Nachkommen der alten Mandschudynastie gestellt. Damit sollte dieser Gewaltstreich als eine rein interne nationale Angelegenheit Chinas hingestellt werden. Jedermann jedoch wußte, wo die wirklichen Triebkräfte zu suchen waren. Nur mit Hilfe der japanischen Armee war das Unternehmen gelungen, nur mit ihrer Hilfe ließ es sich halten. Alle Schlüsselstellungen in der Regierung, in der Wirtschaft, in der Industrie, Polizei, im Verkehrswesen usw. waren ausschließlich in den Händen der Japaner oder wurden von ihnen maßgebend geführt. Mit Nachdruck wurde eine Ansiedlungspolitik betrieben, die Koreanern und vor allem Japanern sehr wirksam unter die Arme griff, um sie in der Mandschurei sesshaft zu machen. Die besten Ländereien wurden ihnen zur Verfügung gestellt und sonst noch mancherlei Begünstigungen angeboten, natürlich auf Kosten der Chinesen, die dieser Entwicklung der Dinge machtlos zusehen mußten. Ohne Zweifel hat sich die Regierung zur Verwirklichung ihrer Pläne große Opfer kosten lassen. Wenn sie schließlich dennoch scheiterte in ihren Bemühungen, so lag der Grund nicht zuletzt bei den Japanern selbst. Unter ihnen befanden sich vielfach sehr fragliche Elemente, Abenteurer, verkrachte Existenzen, die sich in der Heimat nicht durchsetzen konnten, denen aus irgendeinem Grunde der heimatische Boden zu heiß geworden war und die nur der eine Wunsch beseelte, möglichst schnell und auf möglichst leichte Weise zu Besitz und Reichtum zu gelangen. Im Verkehr und in der Behandlung der Chinesen erlaubte man sich Exzesse, die das gute Volk den neuen Landesherren entfremden mußte. Wer die Dinge miterleben mußte, konnte es begreifen, daß die Chinesen nur auf eine Gelegenheit lauerten, um dieses unerträglich gewordene Joch abzuschütteln. Das Kriegsende 1945 sollte die Erfüllung dieses Wunsches bringen, freilich ganz anders, als man ahnen konnte.

Für die katholischen Missionen war dieser Stand der Dinge in mehr als einer Hinsicht von einschneidender Bedeutung. Es ergaben sich daraus Probleme und Aufgaben, die man bewältigen mußte, wenn man die Missionsarbeit über diese Krisenzeit hinüberretten wollte. Da war zunächst einmal die Sprachenfrage. Um den gegebenen Verhältnissen einigermaßen gerecht werden zu können, hätte eigentlich jeder Missionar drei Sprachen können müssen. Er hätte Koreanisch verstehen müssen für die eingewanderten Koreaner, unter denen sich verhältnismäßig viele

Christen befanden; ferner Japanisch als Amtssprache für den Verkehr mit den Behörden; endlich noch Chinesisch für die eigentlichen Einwohner der Mandschurei, die immer noch die überwiegende Mehrheit darstellten. Drei Sprachen auf einen Schlag, noch dazu so schwere Sprachen! Das war mehr, als man verlangen konnte. Man entschloß sich daher, von jedem Missionar zu verlangen, daß er Chinesisch erlerne, außerdem, wenn möglich, noch eine der beiden anderen Sprachen.

Zu dieser Schwierigkeit kam eine andere, die in gewisser Hinsicht vielleicht noch größere Anforderungen an die Missionare stellte. Gemeint ist die Einstellung der Missionare zu den politischen Verhältnissen des Landes. Ihr äußeres Verhalten war ja geregelt durch die Weisungen der kirchlichen Behörden, die immer wieder größte Zurückhaltung und absolute Neutralität einschärften. In diesem Punkte waren die Japaner überaus empfindlich und ließen nicht mit sich spaßen. Das wußten die Missionare und mußten es bei jeder Gelegenheit immer wieder erfahren. Man hatte bald gelernt, alles ängstlich zu meiden, was irgendwie als Provokation hätte ausgelegt werden können, um ungestört der Missionsarbeit nachgehen zu können. Das hinderte jedoch nicht, daß die Sympathien der Missionare sich dem bedrückten, geknechteten Volke zuwandten, sahen sie doch täglich mit eigenen Augen, wie man mit den wehrlosen Chinesen umging. Wie hätte sie all das Elend, das sie mit ansehen und miterleben mußten, gleichgültig lassen können! Verschärft wurde die Lage noch durch den offenen Argwohn der Regierung der katholischen Mission gegenüber. Seinen Ausdruck fand dieses Mißtrauen in tausenderlei Bestimmungen und Verfügungen (Reiseverbot, Verbot der Errichtung neuer Stationen, Unregelmäßigkeiten in der Lebensmitteluweisung, Überwachung der Christen in ihrem Verkehr mit den Missionaren usw.), die oft genug nur der Laune eines Unterbeamten entsprangen und die Christen kopscheu machten. Als die Entwicklung des langen Krieges (dem Zweiten Weltkrieg war ja seit 1937 der japanisch-chinesische Konflikt vorausgegangen) ein schauriges Ende ahnen ließ, war die Lage so gespannt, daß man mit einem Umschwung nicht nur rechnen mußte, sondern ihn förmlich herbeisehnte, nicht zuletzt die Missionare selbst. Der Umsturz erfolgte mit der Kapitulation der Japaner im August 1945. Was er der Mission brachte, war freilich ganz anders, als man erwartet hatte. An Stelle der Japaner traten die Russen, die im Lande blieben, bis sich die chinesischen Kommunisten festgesetzt hatten. Was dann aus den katholischen Missionen geworden ist, braucht nicht gesagt zu werden. Es war der Anfang vom Ende der Missionen in China.

Das also waren die Verhältnisse, in die sich P. Theophil hineingestellt sah, in denen er sich bewähren mußte. Die erste Aufgabe, die an ihn herantrat, war das Sprachenstudium. Das bedingte zunächst einen längeren Aufenthalt in Korea und Japan, und dann kam erst noch das wichtigste, das Erlernen des Chinesischen. All das legte dem Schaffensdrang des jungen Missionars harte Geduldproben auf. Nachdem er die ersten Gehversuche als Missionar unter den Chinesen gemacht hatte, hielten seine Oberen im Sommer 1938 die Zeit für gekommen, ihm einen selbständigen Posten anzuvertrauen. Fu-dsin, die größte Station der Mission, mußte eben neu besetzt werden. Theophil wurde mit der Leitung dieser Station betraut. Auf diesem Posten verblieb er, bis er am Pfingstmontag des Jahres 1946 unter den Kugeln der Kommunisten zusammenbrach und sein junges Leben für die Mission darbrachte.

Das wäre in knappen Strichen der äußere Rahmen, in dem sich dieses Missionarsleben abspielte. Aufsehenerregendes, Sensationelles ist da nicht zu finden; die harten Zeiten haben ihm blendende Erfolge im Apostolat versagt. Trotz dieser scheinbaren Unscheinbarkeit verdient es P. Theophil, den großen Missionaren des Ordens beigezählt zu werden, wegen der reichen Persönlichkeit, die hinter diesem schlichten Wirken stand und es randvoll ausfüllte. Er ist ein Beweis dafür, daß man auch in denkbar schweren Verhältnissen und auf scheinbar verlorenem Posten in treuer Hingabe an die erkannte Pflicht Großes für Gott und die Kirche leisten kann.



## P. Theophil als Mensch

*Gratia supponit naturam!* Will man einen Menschen in seinem geistigen Gehalt richtig einschätzen, dann muß man auch das natürliche Substrat berücksichtigen, das dem Wirken der Gnade als Unterlage und Voraussetzung dient. Natur und Gnade sind die beiden gestaltenden Kräfte, die den reifen und vollen Menschen formen. Nicht das eine ohne das andere, sondern beides in seinem harmonischen Zusammenwirken.

Über P. Theophils physische Erscheinung ist nicht viel zu sagen. Er war von ausgesprochen kleiner Gestalt und wurde deshalb auch viel geneckt. Auf dieser eher schwächling wirkenden Figur saß ein unverhältnismäßig großer Kopf mit einer mächtigen Stirn. Sein scharf ausgeprägtes Profil, das umrahmt war von einem schütterten, aber regelmäßigen Bart, machte einen vornehmen Eindruck, wenn man ihm zum ersten Male begegnete. Die Pflege seines Haupthaars hat ihm wohl nie viel Arbeit gemacht, denn früh schon zeigten sich darin bedenkliche Lichtungen, die bald zu einer richtigen Glatze wurden. Das dürfte wohl ein väterliches Erbe gewesen sein. Auch das trug ihm manch unschuldige Neckerei ein.

Belebt wurde dieses edel wirkende Antlitz durch ein paar kleine lebhaftes Äuglein, die, zusammen mit einem verschmitzten Lächeln, sofort den Schalk vermuten ließen. Was aber dieser kleinen Gestalt die charakteristische Note verlieh, das war eine schier unglaubliche Behendigkeit. Man rühmt P. Theophil nach, daß er während seiner Gymnasialjahre zu den besten Turnern gehörte. Jedenfalls verfügte er über eine erstaunliche Schnelligkeit, um die ihn mancher Sportler hätte beneiden können. Wenn er in der Mission gelegentlich einmal an den Wettspielen der Jugend teilnahm und dabei die andern überflügelte, so verdankte er dies nicht so sehr seinen körperlichen Kräften als vielmehr dieser seiner Behendigkeit. Es war wirklich eine Lust zu sehen, wie dieses kleine Männlein den Mangel an Größe ersetzte durch seine elegante, turnerische Wendigkeit. Sie kam ihm später, zur Zeit der russischen Besatzung seiner Missionsstation, öfter als einmal zustatten. Immer wieder mußte er zudringliche Soldaten abwehren. Das war gefährlich, denn es reizte die Russen zum Zorn, und in ihren Zornausbrüchen waren sie unberechenbar und zu allem fähig. Da geschah es dann mehrmals, daß P. Theophil durch schnelle Flucht um eine Hausecke oder durch einen eleganten Sprung über den Gartenzaun sich in Sicherheit gebracht hatte, bevor der andere tötlich werden konnte. Der hatte dann nur mehr das Nachsehen.

Diese Behendigkeit war ihm auch in geistiger Weise eigen. P. Theophil erwies sich als ungemein schlagfertig. Das war nicht so sehr ein Sprühen von Geist, sondern angeborener Mutterwitz, der mit unglaublicher Schnelligkeit mit einem geeigneten Ausdruck den Nagel auf den Kopf zu treffen wußte. Oft kam es vor, daß er bei scharfen Auseinandersetzungen unter den Mitbrüdern oder mit den Angestellten durch diesen sprühenden, naturhaften Humor die gespannte Atmosphäre entgiftete.

Ein gesunder Hausverstand war sicherlich ein Wesenszug seines Charakters. Das Theoretisieren lag ihm nicht. Abstrakte Probleme hatten für ihn nur Wert, sofern sie für das praktische Leben von Bedeutung waren. Mit einer ungewöhnlichen Treffsicherheit verstand er es aber auch, in jeder Frage gleich die praktische Kehrseite aufzuzeigen und hervorzuheben. Die Praxis war sein Kernanliegen und nur unter diesem Gesichtspunkt ließ er sich auch zu Diskussionen über verschiedene Missionsprobleme herbei.

Damit ist schon angedeutet, was eine objektive Charakterzeichnung nicht übersehen darf. Die Wahrheit verlangt es zuzugeben, daß P. Theophil talentmäßig nicht zu den überragenden Begabungen gehörte. Er hat sich im Studium wirklich nicht leicht getan. Er hat sich ehrlich und

rechtschaffen abmühen müssen, um sein Ziel zu erreichen. Gewiß, er hat alle Prüfungen bestanden, aber gegläntzt im landläufigen Sinne des Wortes hat er nie. Ich glaube nicht, daß man ihm Unrecht tut, wenn man ihn, begabungsmäßig gesehen, zu den „Frettern“ rechnet. Hier jedoch offenbart sich eine wertvolle Charaktereigenschaft: sein Fleiß, seine Willenskraft, seine Ausdauer. Er hat frühzeitig gelernt, durch Energie und Bemühung zu ersetzen, was ihm an angeborener Begabung fehlte. Er mußte durch Fleiß und Ausdauer ergänzen, was ihm talentmäßig fehlte. Das gab seinem späteren Arbeiten als Missionar das ihm eigene Gepräge.

Als Beleg und Beispiel dafür sei auf das Sprachenproblem hingewiesen. Daß die Kenntnis der einheimischen Sprache eine Grundvoraussetzung für das segensreiche Wirken eines Missionars ist, davon war auch P. Theophil überzeugt. Darum hat er auch zeitlebens gerungen um Vervollkommenung seiner Sprachenkenntnisse. Und wenn er es schließlich zu einer erstaunlichen Fertigkeit im Chinesischen brachte, so verdankte er das nicht einer natürlichen sprachlichen Begabung, sondern seinem Fleiß, seiner Ausdauer und seiner Missionsbegeisterung, die ihn stets vorwärts drängte und nicht ermüden ließ. Man könnte in diesem Zusammenhange auch hinweisen auf seine Schwierigkeiten mit der japanischen Sprache. Nahezu zwei Jahre war er in Japan, um diese gewiß nicht leichte Sprache an Ort und Stelle zu erlernen. Alle rühmen ihm den Fleiß nach, mit dem er sich dieser Aufgabe widmete. Trotzdem ist er eigentlich nie über die Anfangsgründe hinausgekommen. Er wußte darum und mied es daher, Japanisch zu sprechen, wenn nicht Missionsinteressen ihn dazu zwangen. Und was das Chinesische betrifft, so erinnere ich mich noch, wie er mir im Frühjahr 1938, als er schon an die zwei Jahre unter den Chinesen gelebt hatte, etwas kleinlaut und verzagt schrieb, er zweifle daran, je einmal mit dieser Sprache und ihren Schwierigkeiten fertig zu werden. Wenn er später so gut mit dem gesprochenen Chinesisch umzugehen wußte, so geht das auf das Konto seines Fleißes, seiner großen Energie und seines Verwachsenseins mit seinem Beruf als Missionar.

## P. Theophil als Missionar

Man muß sich diese rein menschlichen Züge in P. Theophils Charakter vor Augen halten, um ihn als Missionar richtig werten zu können. Es besteht kein Zweifel darüber, daß P. Theophil mit Leib und Seele Missionar war. Damit soll nicht gesagt sein, daß ihm die Mühen der Umstellung und Anpassung, des Sich-vorwärts-Tastens bis zur Seele des Chinesen, erspart geblieben wären. Er hat sich mit all diesen Schwierigkeiten auseinandersetzen müssen wie jeder andere, und wie jeder andere hat er auch Ernüchterungen und Enttäuschungen aller Art erfahren müssen, die einen jungen Missionar beinahe zu entmutigen vermögen. Trotz aller Liebe und Begeisterung für „seine Chinesen“ blieb noch genug übrig, womit er sich zeitlebens nur schwer abfinden konnte. Es sei hier beispielsweise die primitive Einstellung der (damaligen) Chinesen gegenüber Reinlichkeit und Hygiene erwähnt. Auch für P. Theophil war der Übergang aus der europäischen Kultur und Zivilisation in die fernöstliche Welt mühevoll und schmerzlich. Trotz allem kann man von ihm als dem „geborenen Missionar“ sprechen; in dem Sinne, daß er von klein auf keinen sehnlicheren Wunsch kannte als einmal Missionar zu werden; in dem Sinne, daß er auch während seiner Studienjahre von dieser Sehnsucht getrieben wurde und dies immer wieder seinen Oberen vortrug; in dem Sinne, daß er später in der Mission, trotz aller unvorhergesehenen Härten, sich am rechten Platze wußte. Ich bin sicher und kann mich dabei auf seine persönlichen Äußerungen berufen, daß er es nie, auch nicht in den widerlichsten Verhältnissen, bereut hat, sich der Missionsarbeit zur Verfügung gestellt zu haben. Vieles ist ganz anders gekommen, als er es sich vorgestellt hatte. Trotzdem gab es bei ihm diesbezüglich nie ein Bedauern und auch unter dem Druck der äußeren Bedrängnis nie den Wunsch, die Mission zu verlassen und in die Heimat zurückzukehren. Das wäre ihm wie ein Verrat an



seinem Missionsberuf vorgekommen. Gewiß, auch er kannte Stunden und Tage, in denen ihn Mutlosigkeit und Verzagtheit wie eine böse Versuchung anschlichen, aber kleinkriegen ließ er sich nie. Zutiefst im Innern war und blieb er der glückliche Missionar, der Gott und seinen Oberen dafür dankte, daß er in der Mission arbeiten durfte. Im Dienste der Mission war ihm kein Opfer zu groß, keine Mühe zu schwer. Ich kann mich nicht erinnern, auch nur einmal aus seinem Munde Klagen über die vielen Entbehrungen gehört zu haben, die das Missionsleben — namentlich während der Kriegsjahre — mit sich brachte.

P. Theophils Verwachsenheit mit seinem Beruf als Missionar offenbarte sich in vielfacher Hinsicht. Beispielsweise sei hier nur hingewiesen auf seine Liebe zu den Chinesen. Selbstverständlich wußte auch er um ihre Fehler und Mängel. Als nüchterner Realist rechnete er auch damit. Aber das hinderte ihn nicht, daß er sich zu ihnen hingezogen fühlte, daß er sich für sie einsetzte, wo und wie er nur konnte. Wieviele Gänge zu den Behörden hat er für seine Chinesen gemacht, Gänge, die oft genug zu schweren Kreuzwegen geworden sind. Wie oft legte er sich für sie ins Zeug, wenn sie mit dem Gesetz in Konflikt geraten waren! Wie litt er darunter, wenn er sah, wie sie rücksichtslos ausgebeutet und ungerecht bedrückt wurden! Das macht es auch verständlich, daß er zu den Japanern, mit denen er zu tun hatte, je länger, je weniger innere Beziehung fand. Gewiß, auch ihnen stand er als Missionar zur Verfügung. In Anbetracht der völlig anders gearteten Lebenshaltung der Japaner konnte er sich ihnen gegenüber sogar zu Ausnahmen herbeilassen, die er bei Chinesen niemals geduldet hätte. Aber im Grunde sah er doch in den Japanern der Mandschurei die Bedrücker und Ausbeuter der armen Chinesen, und darum distanzierte er sich mehr und mehr von ihnen.

Mit den Koreanern hatte er als Missionar eigentlich wenig zu tun. Darum kann man von einer inneren Einstellung zu ihnen kaum reden. Aber auch sie waren für ihn die Opfer der damaligen japanischen Ausbeutepolitik, und darum waren sie ihm sympathisch und lieb, und wenn sich eine Gelegenheit bot, dann half er ihnen gerne, mitunter sogar unter beträchtlichem Risiko für die Mission. Ich denke da z. B. an jenen koreanischen Seminaristen aus unserer Nachbarmission Yenki, der als Soldat in der Nähe von Fu-dsin in einer japanischen Kaserne untergebracht war und aus sittlichen Gründen das Kasernenleben einfach nicht mehr aushalten konnte und daher ausbrach. Zu später Abendstunde kam er auf die Missionsstation und teilte P. Theophil seine Flucht mit. P. Theophil hielt ihn die Nacht über verborgen. Beim ersten Morgengrauen beichtete und kommunizierte der junge Mann und dann riß er aus, Richtung Rußland (ca. 30 km Luftlinie), nachdem er vom Missionar noch alles Notwendige für den Weg erhalten hatte. Für die Missionsstation bedeutete das eine ungeheure Gefahr. Es ist nicht auszudenken, was passiert wäre, wenn die japanischen Militärbehörden darauf gekommen wären, daß der junge Ausreißer auf der Mission genächtigt hatte und dort in seinen Plänen unterstützt worden war. Tatsächlich erfolgte auch gleich am frühen Morgen die Suche nach dem Flüchtling. Die Missionsstation wurde von Soldaten umstellt, eine hochnotpeinliche Hausdurchsuchung folgte, während welcher es auch nicht fehlte an entsprechenden Drohungen. P. Theophil setzte die unschuldigste Miene in der Welt auf. In aller Seelenruhe ließ er alles über sich ergehen, ja er verstand es sogar, die ganze Angelegenheit in die Länge zu ziehen, nur damit der junge Ausreißer Zeit für seine Flucht gewinne. Die Nachricht vom Gelingen der Flucht hat P. Theophil wohl nicht mehr erlebt. Aber schelmisch gefreut hat er sich noch über das Schnippen, das er den Japanern damit geschlagen hatte.

In einem Punkt hat mir P. Theophil immer unverhohlene Bewunderung abgerungen: in seinem Gespür für die Erfordernisse, aber auch für die missionarischen Möglichkeiten der jeweiligen Situation. Die schweren Kriegsjahre mit ihrer exklusiv militärischen Wertung und Bewertung aller Dinge, vor allem und namentlich die schweren Monate der drückenden russischen Besatzung, haben all unsere Missionspläne über den Haufen gerannt, haben uns vor Fragen gestellt, von deren Beantwortung der Weiterbestand der Mission abhing. Es war wirklich nicht

leicht, da immer gleich das Rechte zu treffen. Wie oft ist es vorgekommen, daß ich in der Zentrale mich um eine Lösung abmühte, einen Ausweg aus einer scheinbar ausweglosen Situation suchte, während P. Theophil seinen Weg schon gefunden hatte und mit konkreten Plänen und Vorschlägen kam, die eine erhebliche geistige Wendigkeit und Anpassungsfähigkeit voraussetzten. Dabei offenbarte er eine große Sicherheit in der Beurteilung der gegebenen Lage, eine Art angeborenes Fingerspitzengefühl für die vorhandenen Möglichkeiten. Er war eben der Mann der Aufgeschlossenheit, der Anpassungsfähigkeit und Entschlußkraft, geladen mit Initiative. Dieses „Lauern“ auf geeignete Möglichkeiten, die ausgenutzt werden könnten, diese Zugriffslustigkeit, wenn sich irgendwo eine Chance bot, brachten es mit sich, daß man auf P. Theophils Station eigentlich nie das Gefühl einer Stagnation hatte. Man stand unter dem Eindruck pulsierenden Lebens, selbst in den Monaten schwerster Drosselung der Missionsarbeit. Seine missionarische Vitalität teilte sich den andern mit und hielt sie in Schwung, ohne daß sie es merkten.

Ein besonderes Wort muß noch gesagt werden über P. Theophil als Jugenderzieher. Es schien mir immer, daß man sein Verständnis für die Jugend, namentlich für die männliche Jugend, beinahe als charismatisch bezeichnen dürfe. Ich habe mich oft nach den tieferen Gründen gefragt, die erklären, wie es kam, daß die jungen Leute mit solcher Begeisterung an ihm hingen, zu ihm hielten, mit ihm durch dick und dünn gingen und gegebenenfalls sogar den Kopf für ihn herhielten. Dabei hat P. Theophil seine Jungen nicht verwöhnt. Überschwenglichkeiten und Sentimentalitäten lagen seinem nüchternen Charakter nicht. P. Theophil konnte seine Leute auch hart und massiv anpacken, wenn es galt, seine Autorität durchzusetzen! Oft bangte ich da in meinem Innern: Wenn er nur jetzt den Bogen nicht überspannt hat! Aber er wußte, wie weit er gehen, was er von seinen Leuten verlangen durfte. Es ging etwas von ihm aus, das die Leute im Banne hielt, auch wenn seine Hand hart auf ihnen lag. Dieses Fluidum, das er ausstrahlte und ihm begeisterte Anhänglichkeit sicherte, ging nicht nur auf die Getauften, sondern auch auf die Heiden über. Auch ihnen gegenüber zeigte er eine bewundernswerte Sicherheit im Auftreten, eine Art Instinkt, der ihm eingab, wie weit er gehen durfte. Ich kann mich nicht erinnern, daß er sich auch nur einmal in der richtigen Beurteilung der Gegebenheiten getäuscht hätte.

Wie sehr er auf seine jungen Leute rechnen konnte, offenbarte sich vor allem in der Zeit des Kriegszusammenbruchs und während der harten russischen Besatzung. In jenen Tagen, in denen Grauen und Schrecken herrschte, in denen jedermann froh war, wenn er daheim bleiben durfte und nicht auf die Straße mußte, weil überall Gefahr drohte, hielten viele Missionsschüler bei P. Theophil aus, halfen ihm, schützten ihn, in mehreren Fällen sogar mit Einsatz ihres eigenen Lebens. Mir war oft angst und bange, wenn ich Einzelheiten hörte. Ich dachte an das Risiko für die Jungen, an die Verantwortung ihren Eltern gegenüber. Aber P. Theophil kannte seine jungen Leute. Er wußte, was er ihnen zumuten konnte.

Wenn die Rede ist von P. Theophil als Missionar, muß auch noch ein Wort über ihn als Prediger gesagt werden. Predigen gehört nun einmal zu einer der wichtigsten Aufgaben des Missionars. Ich habe P. Theophil kaum einmal predigen gehört, oft und oft aber war ich Zeuge, wie er seine Predigten vorbereitete. Die Gewissenhaftigkeit und der Ernst, mit denen er sich an diese Arbeit machte, waren beachtlich. Für P. Theophil begann das Mühen um die neue Predigt, sobald er das Amen zur alten gesagt hatte. In dieser Hinsicht war er eigentlich immer etwas „unter Druck“. Und so ist es auch verständlich, daß er es richtig auszukosten wußte, wenn er einmal keine Predigt hatte, was ohnehin nicht oft vorkam (z. B. während seiner Ferien). Bezeichnend für seine Predigten war seine Arbeitsweise in der Vorbereitung. Junge Missionare, die noch mit den sprachlichen Schwierigkeiten ringen, nehmen ihre Zuflucht gern zu Predigtvorlagen. Ich zweifle, ob P. Theophil je der Methode des einfachen Abschreibens und Aufsagens fremder Predigten gehuldigt hat. Sicherlich benützte auch er Quellen, ja er war

eigentlich immer auf der Suche nach brauchbarem Material für seine Predigten. Aber was er im Laufe der Woche zusammengetragen hatte, das verarbeitete er dann selbständig. Er gab allem seine persönliche Note, sein individuelles Gepräge, so daß seine Predigten außerordentlich originell wirkten. Sein praktischer Sinn, verbunden mit seinem urwüchsigen Humor, leisteten ihm dabei wertvolle Dienste, besonders in den letzten Jahren seines Lebens, wo ihm eine beachtenswerte Leichtigkeit im sprachlichen Ausdruck zur Verfügung stand. So ist es verständlich, daß seine Predigten großen Eindruck machten. Ich war eigentlich nicht überrascht, daß seine Mitbrüder und Mitarbeiter bei mir vorstellig wurden mit der Bitte, seine Zykluspredigten über die sieben Hauptsünden zu sammeln und im Druck erscheinen zu lassen. Der Plan wurde einmal ernstlich ins Auge gefaßt; die folgenden Ereignisse aber haben die Verwirklichung unmöglich gemacht.

### P. Theophil als Stationsleiter und Oberer

Die Anlagen P. Theophils kamen zur vollen Entfaltung, als er selbständiger Stationsleiter von Fu-dsin wurde. Mangel an geschulten Kräften und die konkreten Verhältnisse, in denen sich damals die Mission befand, brachten es mit sich, daß er, obwohl noch sehr jung, diesen verantwortungsvollen Posten übernehmen mußte. Fu-dsin war immerhin die größte Station unserer Mission! P. Theophil hat sich mit dieser Versetzung nur sehr schwer abgefunden, hat auch in späteren Jahren jede Gelegenheit wahrgenommen, um seinen Oberen zu erklären, daß er gerne dieses sein Amt zurücklegen und irgendwo als einfacher Missionar arbeiten wolle. Er hat mehrmals um seine Resignation eingereicht, schriftlich und mündlich. Das war nicht der Ausdruck falscher Demut, sondern lebendiges Verantwortungsbewußtsein. Jedenfalls hat P. Theophil den Posten eines Stationsleiters nicht angestrebt. Sein unmittelbarer Vorgänger P. Peregrin Klingler OFMCap. (3), ein altbewährter Chinamissionar, schied 1938 infolge schwerer Erkrankung, die später seine Rückkehr in die Heimat forderte, aus dem Amte aus. Unter den anderen Missionaren wäre damals keiner gewesen, der die Stelle hätte übernehmen können. Die folgenden Jahre zeigten, wie gut die Oberen beraten waren, daß sie P. Theophil dieses Vertrauen entgegenbrachten.

Es war nicht so, daß P. Theophil geglaubt hätte, alles umkrempeln und neu gestalten zu müssen. Das Alte, Bewährte ließ er bestehen und förderte es auf seine Weise. Sein praktischer Sinn, seine mit Initiative geladene Missionsbegeisterung, bewahrten ihn aber vor einer Versteinerung im Althergebrachten. Dieses kleine Männlein wußte sich durchzusetzen und etwas von seinem Schwung ging auf seine Mitarbeiter, Priester und Laien, über.

P. Theophils Wertschätzung des Predigtamtes, wovon schon die Rede war, fand gerade in seiner Tätigkeit als Stationsleiter vielgestaltigen Ausdruck. P. Theophil war durchdrungen von der Notwendigkeit des gepredigten Wortes Gottes, schon rein quantitativ gesehen. Er war davon überzeugt, daß nicht oft und eindringlich genug gepredigt werden könne. Dementsprechend suchte er nach Mitteln und Möglichkeiten, das Wort Gottes an die Menschen, Gläubige wie Heiden, heranzubringen. Er versuchte es in der Kirche, im Katechismusunterricht für die Kinder, in den Belehrungen der Katechumenen, in den ergänzenden Glaubensstunden, durch Lesungen usw., wo immer sich Gelegenheit bot. Er ging dabei soweit, daß er auch zu Methoden griff, die auf den ersten Blick als gewagt erscheinen konnten. So ließ er eine Zeit lang einen Katechisten mit einer Handglocke vor der Mission auf und ab gehen, um die Vorübergehenden zum Besuch der Glaubensunterweisungen einzuladen. Manche ließen sich auch dazu bewegen, schon aus Neugierde. Sie kamen also und hörten sich die Darlegungen an. Aber wenn es dann zu den konkreten Forderungen kam, ging die Mehrzahl wieder weg. Immerhin

durfte sich P. Theophil sagen, daß er getan hatte, was er tun konnte, daß er den Leuten die Möglichkeit geboten hatte, mit der christlichen Lehre bekannt zu werden. Das andere mußte die Gnade Gottes wirken. Er litt darunter, wenn er sah, daß die Leute nicht so reagieren, wie es sein Idealismus gewünscht hätte, aber innerlich brechen ließ er sich deswegen nicht. Dazu war er ein viel zu wirklichkeitsverbundener Mensch, als daß er mit der menschlichen Schwäche nicht gerechnet hätte. Sein Wirklichkeitssinn ließ ihn auch nicht übersehen, daß zur quantitativen Darbietung des Gotteswortes auch die qualitative Vornehmheit in der Darstellung kommen müsse. Gerade Heiden aus gebildeten Kreisen, die zum ersten Male mit dem Christentum in Berührung kommen, legen auf diesen Punkt einen gewissen Nachdruck. Da P. Theophil diesbezüglich an seine Missionare keine zu hohen Forderungen stellen konnte, stand er nicht an, sein chinesisches Personal, Katechisten und Lehrer, auf jegliche Weise „einzuspannen“. Er drang nicht nur auf gewissenhafte Einhaltung der vorgesehenen Vortragsordnung, er überwachte auch die Vorbereitung und schöne äußere Form. Er wußte aus Erfahrung, daß bei den Chinesen der sprachliche Schliff eine Bedeutung hatte, die nicht unterschätzt werden durfte.

Zu seinen Mitbrüdern und engeren Mitarbeitern stand P. Theophil in einem ausgezeichneten Verhältnis. Er stellte zwar an sie hohe Forderungen, er ließ ihnen aber auch große Aktionsfreiheit. Er freute sich über ihre Leistungen und sparte nicht mit einem gelegentlichen Wort des Lobes. Das war freilich nicht oft der Fall. Ihm lag dieses Loben für geleistete Pflicht nicht, weil ihm die Pflichterfüllung eine Selbstverständlichkeit war. Umso nachdrücklicher wirkte bei ihm ein Wort der Anerkennung, wenn es doch einmal ausgesprochen wurde.

Die Entwicklung der Verhältnisse sowie die finanzielle Lage der Mission infolge des Krieges brachten es mit sich, daß man sich in bezug auf Dienstpersonal größtmögliche Einschränkungen auferlegen mußte. So kam es, daß viele Arbeiten, die man in ruhigen Zeiten dem Dienstpersonal überlassen hätte, von den Missionaren selbst geleistet werden mußten. P. Theophil empfand es immer als eine große Vergünstigung, für die er auch immer wieder dankte, daß er Mitbrüder zur Seite hatte, die ihm diese Arbeiten weitgehend abnahmen. Ihm lag das nicht, wie er überhaupt froh war, wenn sich seine Mitbrüder – freilich unter seiner Überwachung – um den administrativen Teil seines Amtes als Stationsleiter kümmerten. Auf diese Weise blieb ihm mehr Zeit für die rein seelsorgerischen Belange.

Das Amt eines Stationsleiters bringt neben der Last der Verantwortung noch eine andere Not mit sich, nämlich die, das Kreuz der menschlichen Schwachheit und Unzulänglichkeit des Missionspersonals zu tragen. Auch P. Theophil blieb dieses Kreuz nicht erspart: Verdrießlichkeit mit dem Lehrpersonal der Missionsschule, Spannungen und Eifersüchteleien unter dem Hauspersonal, Enttäuschungen durch unbeständige Christen, offene Ärgernisse bis zum Abfall vom Glauben. Zu all dem kam, gegen Schluß seines Lebens, als die Entwicklung des Krieges ein schauriges Ende ahnen ließ, die Sorge um die Zukunft der Mission. P. Theophil hat oft unter diesem Kreuz geseufzt, hat sich daran wundgerieben und mitunter gemeint, es gehe über seine Kräfte. Aber verdrossen wurde er deswegen nicht, und nie wäre es ihm eingefallen, mit Gott darüber zu hadern. Diesen ungebrochenen Mut auch in schwerster Bedrängnis habe ich oft bewundert. Am schönsten offenbarte er sich während der unsagbar harten Zeit der russischen Besatzung. P. Antonin Schröcksnadel, sein Kaplan und Mitopfer im Tode, hat darüber 13 Schulhefte (4) in Form von Tagebuchnotizen vollgeschrieben. Mehr als einmal sind mir bei der Lektüre dieser flüchtig mit Bleistift hingeworfenen Notizen die Tränen gekommen. P. Theophil stand mitten in dieser Not. Er trug die Verantwortung für die Station, für die Sicherheit des Personals und seiner Mitbrüder, er rang um die Existenz der Station und litt darunter, wenn er mitunter kaum einen Hoffnungsschimmer für die Zukunft entdecken konnte. Diese seelische Bedrängnis fand auch ihren Niederschlag in seinen Briefen an mich. Es war nicht so sehr ein Klagen, das aus seinen Zeilen sprach, sondern vielmehr ein furchtbarer



Ernst, der seinen angeborenen Frohsinn nicht mehr recht aufkommen ließ, der schon ein Ahnen des nahen gewaltsamen Todes in sich trug. In dieser überaus schweren Zeit zeigte er eine bewundernswürdige Entschlossenheit und Umsicht, was ihn wiederholt in unmittelbare Todesgefahr brachte. Aber keine Rücksicht auf persönliche Sicherheit konnte ihn abhalten, wenn es galt, seine Pflicht als Stationsleiter zu tun. Er scheute sich nicht, sich mit den russischen Soldaten um sein gutes Recht zu streiten. Mutig warf er sich ihnen entgegen, wenn sie sich Übergriffe erlaubten oder Zudringlichkeiten auf das weibliche Dienstpersonal. Er fürchtete sich nicht, sie offen zur Rede zu stellen, auch wenn er deswegen mit ihren unheimlichen Wutausbrüchen rechnen mußte. Als sie ihm eines Tages die Möbel aus dem Hause verschleppten und wegführten, hängte er sich entschlossen mit ein paar seiner Jungen rückwärts am Auto an und fuhr mit, nur um zu sehen, wohin man seine Möbel fahre und was damit geschehe. Darüber, und über so manche andere Einzelheiten erzählte er selbst nichts. Es lag ihm nicht, seine Person hervorzukehren. Dafür bezeugten es um so mehr seine Mitbrüder und seine Jungen, die ihm gerade in dieser harten und gefährlichen Zeit treu zur Seite standen.

Abschließend noch ein Wort über P. Theophils Beziehung zur Missionsleitung. Seine Stellung als Leiter der größten Missionsstation brachte es mit sich, daß er auch in der Leitung der Gesamtmission ein gewichtiges Wort mitzureden hatte. Zudem gehörte er ja auch zum engeren Rat des Missionsoberen. Die reiche Korrespondenz mit dem Missionsoberen, die leider verloren gegangen ist, würde schöne Beweise aufrichtiger, herzlicher Ergebenheit liefern. Ihm war die Offenheit gegenüber seinen Oberen, das Eingehen auf ihre Wünsche und Anordnungen, eine Herzenssache, die Resultate seines gesunden und unverbogenen Charakters. Das darf aber nicht so verstanden werden, als hätte er zu allem ja und amen gesagt. Wie ihm jede Lobhudelei in der Seele zuwider war, so auch jede Art von Augendienerei. Solange ein Problem, eine Frage, die das Missionsapostolat und die Gestaltung der Missionsarbeit betraf, zur freien Diskussion vorlag, machte er reichen Gebrauch von der Redefreiheit. Da nahm er sich kein Blatt vor den Mund, konnte gelegentlich sogar heftig werden und seiner Meinung mit der ihm eigenen Schlagfertigkeit den nötigen Nachdruck verleihen. Ich erinnere mich in diesem Zusammenhang an manche Auseinandersetzung, bei der es hart auf hart ging. Sobald aber eine Entscheidung gefallen war, beugte sich ihr P. Theophil, auch wenn sie gegen seinen Standpunkt ausgefallen war.

Mit der gleichen Energie, mit der er seine Ansicht vertreten hatte, setzte er sich dann für die genaue Durchführung der höheren Weisungen ein. Da konnte man sich absolut auf ihn verlassen. Diese Eigenschaft hat seinen Oberen das Zusammenarbeiten mit ihm und die Verantwortung für die Mission sehr erleichtert.

### **P. Theophil, der Mann Gottes**

Wenn man den letzten Quellen nachspürt, aus denen die Charaktereigenschaften P. Theophils immer wieder genährt und neu belebt wurden, kommt man auf seine echte, gesunde, tiefe Frömmigkeit. Sie war ein Grundzug seines Wesens. Sie äußerte sich nicht in irgendwelchen bestimmten Andachtsübungen oder Frömmeleien. Er haßte alles Aufdringliche, Sentimentale. Wie alles an ihm war auch seine Frömmigkeit männlich stark und urwüchsig. Frommsein war ihm ein Stehen in Gott, ein Verantwortlichsein vor Gott. Er war lebendig durchdrungen von der Gnadenhaftigkeit seines priesterlichen Daseins und seines missionarischen Wirkens und vom Glück und der Freude, die er darüber in der Tiefe seiner Seele empfand.

Dieses Verankertsein in Gott ließ ihn alle Probleme und Aufgaben im Lichte des Glaubens sehen, von dort her ihre Bewältigung suchen, darauf hin all seine Arbeiten ausrichten. Ohne

dieses lebendige Verbundensein mit Gott hätte er die vielen und schweren Belastungen, die ihm die letzten Jahre brachten, nicht durchstehen können; hätte er nicht so mutig und ungebrochen dem Tod in die Augen schauen können, namentlich als er wußte, daß seine letzte Stunde geschlagen hatte.

In dieser umfassenden Sicht ist es überflüssig, nach einzelnen Ausdrucksformen seiner Frömmigkeit zu suchen. Man könnte die ganze Skala wesenhafter Frömmigkeitsformen durchgehen, immer wieder läßt sich feststellen, daß er in ihnen „daheim“ war. So war es ihm ein Herzensbedürfnis, die Verehrung des Altarssakramentes und namentlich den oftmaligen Empfang der hl. Kommunion auf jegliche Weise zu fördern, weil er selbst seine innere Spannkraft aus dieser Quelle schöpfte und nährte. Es war ihm eine Selbstverständlichkeit, seine Christen immer wieder zur Gottesmutter hinzuführen und sie mit ihr vertraut zu machen, denn sie war ihm selbst die „gute Himmelsmutter“, wie er sie in seinen Briefen nannte. Und wieviel Mühe hat er sich kosten lassen, seinen Gläubigen die Verehrung des Herzens Jesu, dem die ganze Mission geweiht war, verständlich zu machen und nahe zu bringen. Doch es erübrigt sich, auf Einzelheiten einzugehen. Seine Frömmigkeit war einfach die „christkatholische“ Frömmigkeit, ohne Überschwenglichkeiten, aber auch ohne Abstriche.

Aus dieser tiefen, echten Frömmigkeit erwuchs auch P. Theophils Bedürfnis zu beten. Es war nicht so, daß er sich auf bestimmte Gebetsformen und Andachtsübungen einseitig festgelegt hätte. Bei ihm ging es vielmehr um eine innere Haltung. Ihn erfaßte ein inneres Drängen, das ihn nicht mehr losließ und eine Entspannung forderte, gerade in Augenblicken schwerster Bedrängnis und folgenswerer Entscheidungen. Gewiß, es gab Tage, an denen er unter dem Druck der äußeren Arbeit kaum zu einem ruhigen Beten im landläufigen Sinne des Wortes kam. Es ist ja auch eine Tatsache, daß er z. B. in bezug auf sein Brevier sein Lebtage lang ein „Schwerenöter“ war, nicht in dem Sinne, daß er es grundsätzlich auf den Abend verschoben hätte. Im Gegenteil, man sah ihn eigentlich jeden freien Augenblick des Tages für das Brevier ausnützen. Wenn er abends trotzdem noch nicht damit fertig war, so hat das seinen Grund vor allem darin, daß er während des Tages einfach nicht die nötige Ruhe fand, um wirklich „dabei“ zu sein.

Aus dieser kernigen Frömmigkeit heraus versteht man auch P. Theophils waches Bewußtsein für die Verpflichtung zum guten Beispiel. Daß ein Missionar in allem und jederzeit mit dem guten Beispiel vorangehen müsse, war ihm eine Selbstverständlichkeit. In dieser Hinsicht war er auch in seinen Forderungen an seine Mitarbeiter unnachgiebig. Ich erinnere mich noch lebhaft, wie gelegentlich einer Unterredung über die Ausgestaltung der künftigen Zentralresidenz die Sprache auch auf den Bau einer Privatkapelle kam. Mit Vehemenz widersetzte er sich diesem Plan mit der Begründung, daß wir den Christen auch in unserem privaten Frömmigkeitsleben zu gutem Beispiel verpflichtet seien, daß wir also unsere Gemeinschaftsübungen in der Kirche vor aller Augen halten sollten. Man mag darüber geteilter Meinung sein und die anwesenden Mitbrüder waren es auch. Im Grundsätzlichen wird man aber P. Theophil Recht geben müssen. Und auf jeden Fall war diese Forderung bei ihm ein Ausdruck seiner Frömmigkeit in ihrer sozialen Auswirkung und Bedeutung.

## Ausklang

Vielleicht hinterlassen diese Zeilen beim Leser den Eindruck, daß der Held etwas idealisiert, beinahe heiliggesprochen werde. Das war nicht ihr Zweck. Sie wollen nur Zeugnis sein, abgelegt von jenen, die P. Theophil aus der Nähe kannten und jahrelang mit ihm zusammengearbeitet



haben. Ich weiß, daß auch P. Theophil seine Schwächen hatte. Wo ist der Mensch, der sich ihrer nicht anklagen müßte. Das Ausschlaggebende ist, daß P. Theophil zeitlebens danach gerungen hat, mit diesen seinen menschlichen Armseligkeiten fertig zu werden und sie in ihrem Ausmaß, in ihrer Auswirkung einzudämmen. Es gab auch in seinem Leben Stunden, in denen ihm sein heftiges Temperament durchging. Aber wenn alle Sicherungen durchgebrannt waren, dann ließ er sich nicht gehen, dann fand er immer noch Kraft und Selbstbeherrschung genug, sich in einen Winkel der Station zurückzuziehen, um sich zu sammeln, bis er sein seelisches Gleichgewicht wiedergefunden hatte.

Was würde P. Theophil wohl sagen, wenn er diese Ausführungen lesen könnte? Er, dem jeglicher Menschenkult verhaßt war, würde sie wohl mit einer bissigen Bemerkung abtun. Aber vielleicht wird er von der Ewigkeit aus milder darüber urteilen, wenn sein Wirken für die Nachwelt festgehalten wird als ein Zeugnis zur Ehre Gottes und des Priestertums und zum Nutzen für die Mission, der er sich mit Leib und Seele verbunden und verpflichtet fühlte. Sein junges Missionsleben enthält genug des Nachahmenswerten für künftige Missionare, die vielleicht einmal dort weiterfahren dürfen, wo er aufhören mußte.

Als am 3. Oktober 1935 die Grundsteinlegung für die neue Kirche in Fu-dsin stattfinden sollte, war er es, der die kirchliche Weihe vornahm. Nach unserem Plan hätte es eigentlich anders kommen müssen, aber die konkreten Verhältnisse waren wieder einmal, wie so oft in seinem Leben, stärker als alles menschliche Planen. Ich sehe ihn noch im Geiste vor mir, wie er sich dagegen wehrte. Er konnte es einfach nicht fassen, daß ausgerechnet er, der jüngste unter den Missionaren, diese für die Zukunft der Mission symbolhafte Funktion vornehmen sollte. Es brauchte wirklich alles, um ihn schließlich dazu zu bewegen. So hat er also den Grundstein der Kirche von Fu-dsin gelegt und geweiht. Niemand konnte damals ahnen, daß er zusammen mit seinem treuen Kaplan P. Antonin Schröcksnadel berufen sei, diese Weihe später mit seinem Blute zu besiegeln, daß er im Schatten dieser seiner Kirche sein Grab finden würde. Wir glauben an die sieghafte Kraft des Opfers. Und so hoffen wir, daß Gott aus den blutgetränkten Ruinen dieser einst blühenden Mission wieder neues Leben erstehen lasse!

## ANMERKUNGEN

(1) *An Quellen und Literatur über P. Theophil Ruderstaller stehen zur Verfügung:*

Hermengild HINTRINGER, *Gräber am Sungari. Ein Beitrag zur Geschichte der Kapuzinermision von Kiamusze, Fügen i. Zillertal* 1958. (Der vorliegende Aufsatz stellt eine etwas geraffte Fassung des in diesem Buch enthaltenen Kapitels über P. Theophil dar.)

Außerdem sind einzusehen:

Walbert BÜHLMANN, *Feuer auf Erden. Lebensbilder von acht Kapuzinermisionaren*, München-Paderborn-Wien 1958.

Valentin DIETRICH, *Kurzes Lebensbild P. Theophils*, in: *Corpus Christi Mysticum* Jg. 36 (1953, Heft 3), S. 50–52.

Adalar EBERHARTER, *Erinnerungen an R. P. Theophil Ruderstaller OFMCap.*, Manuskript im Provinzarchiv der Nordtiroler Kapuziner (Innsbruck), Fasz.: *Mission Kiamusze*.

Nikolaus (KAINDLSTORFER), *R. P. Theophil von Ostermiething. Erinnerungen*, in: *Corpus Christi Mysticum* Mai 1950, S. 66–72.

DERS., Erinnerungen an R. P. Theophil Ruderstaller OFMCap., 2. Teil, Manuskript im Provinzarchiv der Nordtiroler Kapuziner (Innsbruck), Fasz.: Mission Kiamusze.

Julius MITTERER, Erinnerungen an R. P. Theophil Ruderstaller OFMCap., Manuskript im Provinzarchiv der Nordtiroler Kapuziner (Innsbruck), Fasz.: Mission Kiamusze.

- (2) P. Antonin Schröcksnadel, geb. 7. Dezember 1905 in Linz, Mitglied der Nordtiroler Kapuzinerprovinz, von April 1940 bis zu seinem gewaltsamen Tod in Fu-dsin am 10. Juni 1946 Missionar in der Apostolischen Präfektur von Kiamusze (Mandschurei). Näheres bei HINTINGER, Gräber am Sungari, S. 83–112.
- (3) P. Peregrin Klingler von Innsbruck (1895–1944), Mitglied der Nordtiroler Kapuzinerprovinz, Missionar 1926–1933 in Kansu (China), 1933–1939 in der Mission von Kiamusze (Nordost-Mandschurei), 1939 krankheitshalber in die Heimat zurückgekehrt, starb in Innsbruck am 7. Dezember 1944.
- (4) Wegen der Gefährdung für die Mission, die das Auffinden dieser Hefte nach sich hätte ziehen können, sah sich der Missionsoberer veranlaßt, sie zu vernichten.

## DIE APOST. PRÄFEKTUR VON KIAMUSZE

